

# Vom Volkstanz

Autor(en): **Balzli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636115>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Vom Volkstanz

Von Ernst Balgi

Nach der Chronik von Tschachtlan bestand die Stegreifmusik im 14. Jahrhundert aus der Schwegel und Trommel zusammen (Kriegertanz). Nach der Schilling'schen Chronik im 15. Jahrhundert aus Schwegel und Hackbrett. Die Musikanten trugen einen faltenreichen Wams, enge Beinleider und das weiche Beret in den Landesfarben. Auf der linken Seite der Brust hing ein Schild mit den Kantonswappen. Als Geigenbank wurde ein niedriger Schragentisch benutzt. Der Pfeifer spielte die Melodie, Trommler und Hackbrettspieler schlugen die Begleitung. Das Schwägelpfiffli, das man bis um 1870 kannte, erinnert an jene primitiven Holzinstrumente und war aus Buchsholz geschnitten, mit 6 Löchern und einer Klappe versehen und umfing 2 Oktaven. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts, um 1800, setzte sich eine Stegreifmusik aus einer Prima- (Prim-) Geige, einer Sekunda-Geige, einer großen Oboe und einem Bassettli zusammen. Gegen die Mitte, 1840, wurden Prim-Geige, Oboe und Bassettli aufgegeben und durch die B- oder A-Klarinette (die aus der Schalmee hervorgegangen ist), die Bassgeige und die Schwyzer-Handorgel ersetzt. Der Klarinetist spielte die Melodie, Bassgeige und Handorgel begleiteten. Die alten Tanzmusiken spielten „nach dem Gehör“, ohne Noten, aus dem Stegreif.

Bei allen alten Tänzen war nur die Grundmelodie festgelegt. Die Verständigung über das was folgen soll ist intuitiv, durch eine von den Mitspielenden allein sofort verstandene kleine harmonische oder melodische Wendung meist durch die Klarinette.

Das Stegreifspielen setzt einen Grundstock von Tanzmelodien voraus, die alle Spieler „in sich haben“. Das zweite Element sind die Bierfiguren des führenden Instrumentes (Klarinette). Diese Variationen sind ein ertümliches Element der Volksmusik, verwandt mit dem Jodeln und den Melismen des gregorianischen Kirchengesanges, es setzt Geschmack und technische Fähigkeiten voraus, es soll wirklich improvisiert wirken und darf die einfache Melodie nicht „zudecken“ (übertönen). Einige der ältesten Instrumente sind das „Schiit“, wie es Emanuel Friedli in seinem Werk „Bärndütsch“ beschreibt, der „Hanoterren“, des Hackbretts, worauf das 1902 in Grindelwald verstorbene „Hackbrättwysli“ Bescheid wußte. Als Ersatz für das Schiit trat die „Ziterra“, (Zither). Der alten Zeit gehört auch das „schwäglen“ an, das Spiel auf der Hirtenflöte oder Schwäglen. Es ist vergessen wie die „Glaspfiffa“ aus der ehemaligen Glasblätere in Yfeltwald. Dann kam die „Muulorgella“ (Mundharmonika) auf. Am „Gygerfunndig“ spielten die Musikanten auf dem „Gygerläubli“ ihre alten Weisen auf. Die Tanzordnung war folgende: 1. Ländler, 2. Schottisch, 3. Polka, 4. Mazurka.

Als Ländler unterschied man den runden (fatten) und den „gstobenen“ (Hopfer). Ausnahmsweise verlangte der Tanzschänke (Tanzmeister) einen Galopp und zwar meistens den Kehraus oder Schlungguus. Sofort nachdem die Musikanten die ersten Takte gespielt hatten, tanzte der Tanzschänke einige Runden vor, indem er dazu jauchzte, bödelte, in die Hände klatschte.

In seinem Buch: „Rund um den Schwarzmönch“ schildert Hans Michel einen „Gygerfunndig“ im Lauterbrunnental: „Auf dem „Gygerläubli“ zwei Geiger, ein Schwägelpfeifer und ein Bassgeiger. Als erster Tanz einen alten, langsam und schwer dahinfließenden Schleifwalzer. Die Musikanten sangen abwechselungsweise dazu, während sie Musik machten, denn Tänze ohne Worte kannten sie nicht. Als zweiter Tanz folgte ein Schottisch, der alte „Sarettschlaarggi“, den man nicht so leicht in die Beine bekam und schon auf etlichen Tanzböden gewesen sein mußte. Dabei wurde mit den Schuhen gestampft. Als letzter Tanz wurde der „Gloschliksüttler“ getanzt, ein Polka im Schnelltempo, also ein Galopp, mit folgendem Text:

„Meitschi tuon d'Hiender iin,  
Der Giggel mues z'hindrich driin.  
Polka in Hofen und Polka in Frack,  
Hed kein Chrüzer Gält im Sack.  
Nid um hunderttaufig Bagen  
Möchte ich noch lenger fragen.  
As verdient ein solcher Himmel  
Mit dem Krassen nid den Himmel.“

Die meisten Tanzlieder hatten einen übermütigen Inhalt und arteten oft sehr aus, so daß von den Behörden dagegen eingeschritten werden mußte, um die eingeriffene Zügellosigkeit einzudämmen. In der von Fritz Gribi dramatisierten Sage von der Blüemlisalp bestand die Alplermusik aus dem „Gygerhänel“ (Geigenspieler), dem Beek mit der Zittatere (Zither), dem David mit dem Hackbrett, dem Joggi mit der „Gygergrohmuetter“ (Bassgeige), und spielten einen alten Bauerntanz, wozu alle unter Anführung der Musikanten übermütig sangen und tanzten nach der Melodie:

„Dürs Oberland uf, dürs Oberland ab,  
Da ha-n-i zwöi Schähli, wär chouft mer eis ab?“

In der Innerschweiz wird der Kästliantanz gemacht (M. Gyr). Darunter versteht man sechs nacheinander ausgeführte Tänze ohne Unterbruch. Als dritter wurde immer ein Polka gespielt. Am Schlusse dieses Tanzes gab der Tanzschänke (Tanzmeister) ein Vorzeichen, daß er nun mit dem Einzug der Tanztage beginne. Er schlug mit dem Stöckli (Meerrohrstock mit Handgriff und rot-schwarz bemalt) an die Decke und ließ den Rand des Zinntellers mehrere Male an den Westenkнопfen heruntergleiten, so daß ein raschelndes Geräusch entstand. Gegen den Morgen hin entbot er Feierabend, d. h. Schluß des Tanzes. In der Regel überredeten ihn die Gäste, er möchte noch eine Runde spielen lassen. Er ging darauf ein und bewilligte die Rückenraft. Darunter versteht man das Spiel der sechs Tänze im Kästli in einem Zug während ungefähr einer Viertelstunde. Als figurenreicher Tanz hat sich der Gauerler (Gautanz) erhalten, mit den Figuren des „Chnüpfle, Schlüüfle, Böddle, tätsche, stäche, trülle, hopse und doppeliere, d. h. das wechselseitige Aufschlagen (Aufschlag der Absätze und Fußballen auf den Boden). So nannte man ihn im Muottatal den „Hüritaler“. Weitere Tänze sind der „Stägewändler“, sowie der Befentanz. Dieser letztere ist ein Solotanz, wobei der Tänzer mit einem Besen allerlei komische Wendungen und Figuren tanzt, was große Phantasie und Gelenkigkeit verlangt. Weiter ist in der Innerschweiz, sowie im Aargau und Luzernbiet der Tanz der „Tschämeler“ bekannt, der in phantastischer Verkleidung aufgeführt wird. Dieser Tanz, der auch in Schlesien bekannt ist, wird dort „Schampertanz“ genannt. Er bezieht sich mit seiner Art des trippelnden und beinverkränkenden Herumgehens auf die französische Benennung „enjambement“. Wohl in keinem andern Kanton wird auf den Tanzböden lebhafter und läppiger aufgespielt als in Schwyz und an den alten Tanzweisen vom Muottatal ist deutlich heute noch Schwegelpfeife und Trommelschlag erkennbar, wie im „Hüritaler“ noch das Hackbrett und die Schwyzerzither herauszuhören sind.

Um den Tanz zu beleben, nahm der Tanzschänke gelegentlich auch ein Tanzschänkermeitli, das am Täfer lehnte, an der Hand und führte es einem Burschen zu, der ohne Mädchenbegleitung erschienen war. Dieser Brauch ist in Ybrig (Yberg) und im Alptal jetzt noch gebräuchlich. Ihm verdankt mancher Bursche, daß er tanzen gelernt hat.

Im Zugerländchen ist der „Allewandertanz“ heimisch, ferner der „Gauerler“, der schnelle „Langmuus“, der Ländler, der Altmättler „Bögelschottisch“, ein Mimiktanz, sowie der „Haupt-

seer-Juchzer“, ein vierstimmig gejedelter Tanz von Hauptsee bei Oberägeri, der auch in Schwyz vorkommt. Von Zeit zu Zeit werden Preisstänze abgehalten, geleitet vom Tanzschenker, mit breitkrämpigem schwarzem Filzhut, der rings mit Blumen, sowie weißen, roten und blauen Federn geschmückt ist.

„Es einer bringen“ und sie zum Tanz führen ist ein gut einheitlicher „technischer“ Ausdruck. Welche Rolle der Tanz auch südlich des Schwarzwassers spielt, zeigt schon eine Reihe von Übertragungen. Sieben Kinder einer Familie, 4 Knaben und 3 Mädchen, bilden „drii Tanzeti un en Güiger“.

Der Tanz im eigentlichen Sinn führt mancherlei Nebenbeziehungen wie „Gstemm“, „Gstürchel“, „Rämsleta“, „Diceta“ usw. Was wäre ein Tanz ohne „Gstungg“ und „Gstampf“, ohne vaterländisches „Chnüttche“ und chlopse des Bodens (Bödele).

Emanuel Friedli schreibt: „Veraltet ist für den Tanz die schrillklingende „Pfiiffa“, für sich allein genügt auch nicht eine Klarneete, noch ein blase uf der Flöte. Besser tut's der Uf-u-zue-Cheib oder „Langnauerbalg“, d'Handharpfa (Handorgel). Als Privatvergnügen tut's auch „D'Muulgitge“, die freiburgische „Schnuremufig“. Zur Tanzmufig gehört auch d'Basgiga, d'Trumpffura. Im Rahmen der Tanzmusik müssen alle Rhythmi fest im Egi ha'.

„3'Tanzsunndig ga“ wurde ehemals, so 1481 und 1635, behördlich verboten, jedoch mit dem gleichen Mißerfolg. Die Gesetzgebung schränkte das Tanzen auf die bekannten Tage ein, den „Bymanattanzsunndig“ und „Weisunndig“. Daneben bewilligte man „Spinnete“, „Nidlete“, „Nuf-u-Chösti-Chnüttchete“, „Rehpfäffer-Schießet“, „Ramfete“, „Gränneta“, „Gaffetreichete“, „Bismete“, „Bärejagdi“, „Tannechläberet“, „Garte- und Waldfest“.

## Vom alten Berner Tram

Eigentlich heißen sie heute „Städtische Straßenbahnen“! Aber dieser schöne Ausdruck ist in Bern nie populär geworden. Auch „Straßenbahner“ gibt es in Bern nicht; die heißen „Trämeler“. Das kommt daher, weil das Tram von der Bernischen Tramway-Gesellschaft eingeführt wurde und der Name Straßenbahn erst mit dem Übergang der Gesellschaft an die Stadt im Jahre 1900 aufkam. Der ursprüngliche Name hat sich erhalten, weil er kürzer, einfacher und volkstümlicher ist. Man denke sich nur einmal das bernische Sprichwort: „Froueli nimm du dr Schirm, i nime ds Tram“ würde lauten: „... i nime d'Straßenbahn!“ ... einfach nicht auszudenken, daß so etwas berndeutsch wäre!

Wie alles in der Welt hat auch das Berner Tram heute bereits seine Geschichte. Ja sogar eine Vorgeschichte! Die Vorgeschichte des richtigen Trams ist nämlich das Rößlitram. Am 4. Oktober 1885, zwei Monate nach dem Schluß des Eidgenössischen Schützenfestes, hatte der weitblickende Fuhrhalter und Straßenbauunternehmer Christian Bietenhard die spätere Verkehrsentwicklung im Geiste vorausahnend, einen sog. „Tram-Omnibusdienst“ Bahnhof—Bärengraben und zurück eingerichtet. Dieser erste „Tram-Omnibus“ war einfach ein zweispänniges Fuhrwerk, das stündlich oder halbstündlich den Kurs besorgte. Später wurde die Route ausgedehnt bis zum Bremgartenfriedhof. Weil aber Bietenhard seiner Zeit weit voraus, weil das Pflaster zu holprig und man überhaupt zu Fuß schneller war, mußte dieses großzügige Unternehmen mangels genügender Frequenz 1889 wieder eingestellt werden, resp. es verlegte seine Zukunft vorläufig auf die Strecke Wabern—Schönegg—Mattenhof—Bahnhof.

Weil nun aber einmal schon ein guter Anfang gemacht worden war, wollte man die großzügige Verkehrsentwicklung nicht ruhen lassen, und man gründete daher nach fremdem Muster (damals hatte man noch keine Hemmungen, etwas aus dem Ausland anzunehmen, weil die fremden Einflüsse nicht so charakterverderbend waren wie heute), man gründete also 1889 die Berner Tramway-Gesellschaft. Die Idee dazu bezog man aus England, den Direktor aus Rumänien. Das Tramdepot war damals hinter dem Bärengraben, da, wo heute die Garage ist, und der Direktor wohnte im Obstberg.

Am 1. Oktober 1890 fand dann endlich die lange erwartete, immer wieder hinausgeschobene Eröffnung des neuen Trams statt. Dieses Tram lief nun schon auf richtigen Schienen, im Gegensatz zum Rößlitram. Betrieben wurde es mit Luft. Ja, mit Luft! Das haben damals auch viele nicht begriffen. Das sei sicher eine windige Sache, — müsse es ja sein! Als die Wagen aber trotzdem liefen, mußte man sich augenscheinlich über-

zeugt erklären. Übrigens war die Erfindung auf einer Verkehrsausstellung in Liverpool im Jahre 1886 mit einem Preise ausgezeichnet worden. Also das Lufttram lief, resp. fuhr, und zwar vom Bärengraben bis zum Bremgartenfriedhof und zurück. Im Bärengrabendepot wurde es jeweils wieder neu mit Luft und heißem Wasser geladen. Der Kenner wird bereits gemerkt haben, daß das nicht gewöhnliche Luft gewesen sein kann. Nein, es war Preßluft. Aber das heiße Wasser war gewöhnliches heißes Wasser. Aber wie die Geschichte eigentlich funktionierte, war ziemlich kompliziert.

Für 10 Rappen konnte man damals also vom Bärengraben zum Bahnhof, und für weitere 10 Rappen vom Bahnhof bis zum Friedhof fahren. Und umgekehrt. Und es wurde Brauch, die Sonntagsspaziergänge mit dem Tram zu absolvieren. Man fuhr bis zum Friedhof, setzte sich in den Waldrand des Bremgartenwaldes und verfügte sich sodann gemächlich zu Fuß durch den Stadtbach wieder nach Hause, indem man nicht verfehlte, sich zwischenhinein in der „Linde“ etwas zu stärken. Übernächsten Sonntag besichtigte man per Tram die Bären, um dann auf dem Rückweg im Schatten der Lauben Gelegenheit zu freundschaftlichen Gesprächen (Bekannte traf man immer) oder gemütsstärkenden Sitzungen in einem der Keller oder Gartenwirtschaften zu suchen und zu finden. Das waren die beschaulichen ersten Anfänge des bernischen Verkehrswezens.

Aber die Forderungen der Zeit griffen alsbald unerbittlich in die Speichen auch des Trams, trieben es weiter zu höherer Leistung. So begann man 1893 mit dem Bau einer Linie nach Wabern und einer andern nach der Länggasse. Und am 17. Mai 1894 wurden die beiden Linien dem Verkehr erschlossen. Diesmal aber mit einem Dampftram, einem wahren Wunderwert an mechanischer Kompliziertheit gegenüber dem einfachen älteren Lufttram. Außerdem konnte es rauchen und pfeifen, was ganz außerordentlich energisch wirkte. Der Bahnhofplatz sah fast richtig wie in einer großen Stadt aus, wenn so zwei Dampftram links vom alten Warthäuschen und das Lufttram rechts davon beieinanderstanden. Überdies gab es damals noch die Rößschwemme mit dem Springbrunnen mitten auf dem Platz vor dem Bürgerhospital.

So florierte der Verkehr auf den verschiedenen Linien der alten Berner Tramway-Gesellschaft bis die Stadt die ganze Sache in eigene Hände nahm. Das heißt, dann florierte die Sache erst recht. Mit 3646 gegen 866 Stimmen hatte die Bürgererschaft in der Gemeindeabstimmung vom 5. März 1899 beschlossen das Tram zu kaufen und zu Ehren der beiden Brücken, — die Kornhausbrücke war gerade noch ganz neu und wurde im Juni desselben Jahres dem Verkehr übergeben, — eine Tram-